



Leben

TEXT UND FOTOS: SOPHIA T. FIELHAUER-RESEI

Sie schreiben Geschichte

Drei Journalisten und eine Historikerin erklären, ob sie mit der Vergangenheit die Welt von heute noch weiter bewegen.

Auf ihrem Schreibtisch liegen Schwarz-Weiß-Fotos menschenleerer Szenarien. Die „Profil“-Journalistin Marianne Enigl wählt Ansichten der im Juni 1944 durch ein SS-Massaker vernichteten französischen Stadt Oradour für ihre Geschichte „Die Ruinenstadt“ („Profil“ Nr. 25, 16. Juni) aus. Zerstörte Gebäude und verkohlte Relikte sind als nationales Monument erhalten – 642 Menschen wurden ermordet, nur sechs überlebten. „Zumindest wir sollen einmal nicht sagen können, wir hätten es nicht gewusst – wir als zweite oder dritte Generation. Und verglichen mit meiner Studienzeit ist jetzt so viel zugänglich. Rückblickend kann man einfach sehr viele gesellschaftliche und politische Prozesse erkennen, das ist für mich das Spannende.“ Die Journalistin, Jahrgang 1953, studierte Publizistik, kam 1978 zur „Presse“, schrieb Gerichtssaalberichte. „Damals bin ich das erste Mal mit der Zeitgeschichte in Berührung gekommen.“ Die kritische Medizin, eine Gruppe um den Arzt Werner Vogt, griff damals den Arzt Heinrich Gross wegen seiner Mordvergangenheit an. „Aber Gross blieb Gerichtssachverständiger.“ Als im März 1979 die Serie „Holocaust“ im österreichischen Fernsehen läuft und „Presse“-Herausgeber Otto Schulmeister einen „wütenden“ Leitartikel schreibt, schickt Chefredakteur Thomas Chorherr die Journalistin auf eine Straßenreportage. „Ich sollte eigentlich die Abscheu der Leute gegen diese Serie rapportieren und mir ging es gegen den Strich, das machen zu müssen.“ Peter Michael Lingens rief Marianne Enigl 1983 an und fragte, ob sie zum „Profil“ kommen möchte. Als „Initiationsritus“ bezeichnet die Journa-

listin wieder den Fall Gross, als ein grüner Bezirksrat die Bestattung der Gehirne, die immer noch auf der Baumgartner Höhe im Keller lagerten, verlangte. „Ich habe zwei Jahre recherchiert, bis ich die Geschichte ‚Leichen im Keller‘ 1995 geschrieben habe. Ich bin wahrscheinlich eine der wenigen Journalistinnen, die es geschafft hat, ein Mordverfahren in Gang zu bringen – es hat noch sechs Jahre gedauert, bis Gross vor Gericht kam. Aber ich bin auf gar nichts stolz, ich konnte nicht anders.“ Ein intensiverer Umgang mit Geschichte wäre für Enigl wünschenswert: „Diese Morde an den Kindern vom Spiegelgrund sind hier passiert, in den Mauern von Wien. Damit müssen wir uns so gut wie möglich auseinandersetzen, ich bin aber nur wieder an Mauern gestoßen.“ Gemeinsam mit zwei Historikern hat sie das grausige Geheimnis der Creditanstalt aufgedeckt, die mit ihrer Zweigstelle in Krakau eine KZ-Abteilung hatte, sie schrieb die Geschichten von Zwangsarbeitern, die dann endlich eine Entschädigung bekamen. „Ich denke, wir haben da eine Verantwortung, nicht wegzuschauen. Wenn ich weiß, es gibt da Dokumente, die zu wenig beachtet sind, und solche gibt es auch bei uns immer noch, dann muss ich die einfach bringen.“ Eines dieser Dokumente ist ein sogenannter „Erfahrungsbericht“, datiert vom 20. Juni 1942, über einen „Judentransport“ am 14. Juni aus Wien – Aspangbahnhof. Darin rapportieren Wiener Polizisten knapp und völlig emotionslos über die Deportation von 1.000 ohne Wasser und Nahrung in Waggons zusammengepferchter Juden in Vernichtungslager – beklagen aber

weinerlich, dass die üppigen Essensrationen für die Wachpolizisten unterwegs verdorben seien. Marianne Enigl weiß nicht, ob es einen Lerneffekt gibt, doch „es ist einfach eine Berichtspflicht da und als solche sehe ich das“.

Farkas sei Dank

Bald hat er 30 Bücher (zuletzt „Es war ganz anders. Geheimnisse der österreichischen Geschichte“; im Herbst erscheint „Alles nur Zufall? Schicksalsstunden großer Österreicher“, beide Amalthea) verfasst. Im „Kurier“ schreibt Georg Markus (www.georgmarkus.at) „Geschichten mit Geschichte“. Zwei Tage nachdem er am 8. Juni das Leben und die Krankheit von Alois Mock zu seinem 80. Geburtstag im „Sonntagskurier“ beschrieben hat, sitzt er bei frischem Orangensaft und zeigt sich verwundert, dass „Österreich“ ebenfalls am Sonntag ein Interview mit Mock abgedruckt hat – obwohl dieser überhaupt nicht mehr sprechen kann. Ist es nicht die jüngere Vergangenheit, so sind es die geraubten Knochen der Mary Vetsera oder Bertha von Suttner zu ihrem 100. Todestag, die Markus in den Mittelpunkt rückt. „Meine Kollegen haben die Aufgabe, zu beschreiben, was gestern war, ich habe aber Jahrhunderte zur Verfügung und kann mir das Spannendste herausuchen. Ich schreibe ja nur zu aktuellen Anlässen.“ Geboren 1951 in Wien, Vater Jurist, Mutter Lehrerin, wird er 1969 mit 19 Jahren Kulissenschieber im „Simpl“: „Ich war mit den Kindern von Maxi Böhm befreundet und habe den Farkas wahnsinnig verehrt und da habe ich einmal den Böhm gefragt, ob ich da mitarbeiten könnte.“ Aufstieg zum Requisiteur und Assistent von Karl Farkas, erste Berührungen mit dem Fernsehen. Mit seinem geringen Verdienst kauft er um 5.000 Schilling einen alten zuckerlosa Ford Taunus 12M, dessen Bremsen kaum greifen. Mit ihm kutschert er Karl Farkas nach den Vorstellungen nach Hause in die Neustiftgasse: „Da ist er manchmal noch eine Stunde im Auto gesessen und hat mir aus seinem Leben erzählt. Ich konnte dann nicht mehr in einen bürgerlichen Beruf – das hätte ich nicht geschafft nach dem einen Jahr.“ Beim „Kurier“ fragt er den Portier, wie er denn Journalist werden



VERANTWORTUNG, NICHT WEGZUSCHAUEN: Brigitta Pellar (oben), Marianne Enigl, Georg Markus (r.), Hans Werner Scheidl.

könnte, der schickt ihn in die Lokalredaktion. Abhören des Polizeifunks, Erinnerungen an die Ausbrecher von Stein (1971) und Polizeipräsident Holoubek. Markus arbeitet auch für den ORF und andere Zeitungen, macht zum 85. Geburtstag von Paul Hörbiger ein Interview mit dem Schauspieler. Mit einem deutschen Autor an seinen Memoiren arbeitend, war dieser über Sätze wie „Das kommt nicht in die Tüte“ schockiert. Um sechs Uhr morgens rief Hörbiger den Journalisten Markus an und beauftragte deshalb ihn mit der Biografie. „Ich war völlig jung und keiner kannte mich. Das war 1979 das erste Buch.“ Seine Wohnung

ist ein Archiv, Tausende Bücher und Mappen. Zwar schätzt der Journalist das Internet, doch „wenn man anfängt, historische Berichte aufgrund von Wikipedia-Informationen zu schreiben, brauchen wir Leute wie den Kollegen Scheidl oder mich nicht mehr. Was mir so wichtig ist, die menschliche Ebene, die Zeitzeugen, das finde ich sicher nicht im Internet.“ Eine Zeitzeugin hat Georg Markus 1989 zu ihrem 100. Geburtstag in Baden bei Wien getroffen: Carla Sacher. Ihre Enkelin hat er schon damals um die Veröffentlichung des – ähnlich wie in Wien – im Safe gelagerten Geheimrezepts der Sachertorte gebeten. Erfolglos. Doch

locker gelassen hat Markus nicht. „Man muss hartnäckig sein, 30 Jahre später hat sie vor mir den Safe geöffnet.“ Im „Kurier“ wurde das handschriftliche Geheimrezept 2007 veröffentlicht. „Es ist mir ganz wichtig, dass man Geschichte auch in Geschichten erzählt“, sagt Markus. „Es zeigt, dass Geschichte nicht verstaubt ist und tot, sondern lebendig. Die Geschichte ist nur dann verstaubt, wenn man sie fad beschreibt.“ Markus' 25-jähriger Sohn studiert Medienmanagement und ist sehr an Geschichte interessiert, bei seinem zwölfjährigen Sohn muss er noch abwarten. „Ich hoffe eben, dass, wenn man spannend Geschichte erzählt,

Leben

man viele Menschen dafür interessiert. Das versuche ich natürlich bei meinem eigenen Sohn auch, nicht nur bei meinen Lesern.“ Anmaßend wollte er nicht sein, mit ein Grund, weshalb er nicht selbst Kabarettist geworden ist. „In dem einen Jahr, in dem ich im Simpl gearbeitet habe, wenn der Farkas Conférence hatte oder Doppelconférence mit dem Waldbrunn, bin ich in den Zuschauerraum gegangen und habe mir das jeden Tag angeschaut. Und habe mir gedacht, diesen Beruf kannst du nicht ergreifen nach denen – das war einzigartig.“ Für Unvergessliches sorgt Markus dafür als Autor: „Das andere, was ich am Farkas bewundert habe, ist eben das Schreiben. Durch dieses Jahr habe ich Mut bekommen, viele Leute kennengelernt und gesehen, dass das auch ganz normale Menschen sind.“

Des Pudels Kern

„Geschichte ist immer das, was man darstellt, und nicht das, was war. Indem ich Geschichte darstelle, gestalte ich Politik“, sagt Historikerin Brigitte Pellar, geboren 1947 in Hermagor in Kärnten. Noch während des Geschichtsstudiums in Wien ist Pellar „in den Journalismus gerutscht“. Aus der evangelischen Jugend kommend, begann sie für die Zeitung „anstoss“ – „die damals kontroversielle Jugendzeitung Österreichs“ – zu schreiben. „anstoss“ erschien monatlich, dafür schrieb etwa Peter Pelinka, Giselher Smekal lieferte die Musikgeschichten. Pellar verfasste historische Beiträge, Filmkritiken und kritische Kommentare. Dass

die Historikerin nicht nur im Journalismus geblieben ist, erklärt sie so: „Ich wollte einerseits in der Forschung tätig sein und andererseits konkret etwas Politisches tun, etwa im ÖGB-Verlag oder in der AK.“ Von 2001 bis 2007 hat Pellar die Leitung des Instituts für Gewerkschafts- und Arbeiterkammergeschichte übernommen, 2005 bis 2012 hatte sie einen Lehrauftrag am Institut für Politikwissenschaft an der Universität Wien und Jahrzehnte war sie Referentin in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit. 30 Jahre nachdem die Historikerin ihre Dissertation geschrieben hat, ist „... mit sozialpolitischen Erwägungen“ vergangenes Jahr als Buch (ÖGB-Verlag) erschienen. Seit den 1980-er Jahren schreibt Brigitte Pellar regelmäßig für die ÖGB-AK-Zeitschrift Arbeit&Wirtschaft“ (www.arbeit-wirtschaft.at) und sitzt dort auch im Redaktionskomitee. „Der Journalismus ist der Geschichtsforschung gar nicht so unähnlich – es gehört Recherche und Detektivarbeit dazu und man muss Zusammenhänge erkennen.“ Einige historische Betrachtungen sind in Pellars Augen jedoch wenig geglückt: „Manchmal wird oberflächlich mit verständlich verwechselt. Man kann Themen durchaus komplex bringen, aber auch verständlich, wie etwa den Ersten Weltkrieg. Es ist aber eine der schwierigsten Aufgaben, verständlich, kurz und auch für Leute zu schreiben, die es nicht gewohnt sind, wissenschaftliche Zeitschriften zu lesen, und ihnen trotzdem zu vermitteln, was des Pudels Kern ist.“

Über die Publikationen und Ausstellungen, die es aktuell zum Ersten Weltkrieg gibt, kann sich Brigitte Pellar auch ein wenig ärgern: „Schon 1908 war alles in Richtung Krieg geplant. Was wir heute darüber präsentiert bekommen, ist ein kleiner Ausschnitt, der die Rolle Österreich-Ungarns etwas freundlicher zeigt, als sie tatsächlich war. Die langen Zusammenhänge müssen in der Geschichte gesehen werden.“ Pellar ist überzeugt, dass die Menschen von der Historie in den Medien profitieren. „Es wird immer gesagt, dass geschichtliche Darstellungen in Zeitungen die Leute nicht interessieren, weil es nicht tagesaktuell ist. Das stimmt nach meiner Erfahrung überhaupt nicht. Leute, die nicht aus der Bildungsschicht kommen, und auch Leser von Massenzeitungen sind durchaus interessiert. Geschichtliche Darstellung muss nicht Gschichterl drucken sein.“

Kreiskys schöne Schuhe

Rote Schuhbänder, handgefertigte, braune Herrenschuhe. Hans Werner Scheidl, geboren 1944 in Wien, der auch den Titel Professor führt, zeigt im Fischlokal gegenüber der „Presse“ stolz sein weit über 30 Jahre altes, unbeschädigtes Schuhwerk. Beschrieben hat der Journalist die Maßschuhe auch 2011 im „Presse“-Artikel „Kreisky – Androsch: Nur am Beginn stand Liebe“: „... Und die Schuhe? Die fertigte Nágý in der Dorotheergasse. Eines Tages erschien der Schuhmachermeister zur Audienz: ‚Herr

Bundeskanzler, i' hab zu wenig Kundenschaft, i' geh in Pension. ' Kreisky, zutiefst verstört, aber clever: 'Geben S' mir a paar Visitenkarten, ich überleg mir was.' ... Und binnen kurzer Zeit bewegen sich sämtliche jungen Mitarbeiter Kreiskys in Maßschuhen mit klappernden Eiserln. Von – Nágý. " Scheidl spricht gerne über seine Begegnungen mit Kreisky (Buch „Der wahre Kreisky“, Amalthea), Androsch, Olah oder Haider. „Ich war 40 Jahre innenpolitischer Redakteur, bin mit 21 Jahren 1965 eingetreten als Zeilenschreiber und das ist jetzt mein 49. Jahr. Ich bin schon lang in Pension, bin aber drei- bis viermal in der Woche hier in der Redaktion.“ Scheidl hat gezählte 16 „Presse“-Geschäftsführer erlebt, schreibt seit 2006 die wöchentliche Serie „Die Welt bis gestern“. Es ist das kleinste Detail des Attentatsautos von Sarajevo, ein Doppelphaeton von Gräf & Stift, das der Autor beschreibt, ein von Franz Ferdinand

höchstselbst kreierter Uniformrock-Verschluss, den nur er öffnen konnte – weshalb nun die Uniform aufgeschnitten im Heeresgeschichtlichen Museum liegt. Oder der spektakuläre Entführungsfall der Ministerialrätin Margarethe Ottilinger durch sowjetische Soldaten von 1948. „Meine Seite hat ein großes Echo, gebe ich zu. Was mich überrascht, ist, dass die alten Herrschaften, die es eigentlich besser wissen und es gibt viele Besserwisser, alle E-Mail haben. Es gibt kaum noch zittrige Kurrentbriefe.“ Rund 50 Mails erhält Scheidl pro Artikel, schickt jedem dieser Leser, sollte eine Adresse dabei sein, ein mit Füllfeder beschriebenes Dankes-Kärtchen. Sein Büro will Professor Scheidl lieber nicht herzeigen, dort stapeln sich die Bücher – „schaut aus wie bei einem Messie“ – und nicht nur dort. Berge im Büro, Berge in Ober St. Veit, Berge in der ersten Wohnung in Gersthof und Berge am Semmering. „Und jetzt diese vielen Erste-Weltkriegs-

Bücher – Wahnsinn.“ Der wahre Schatz aber ist im Keller der „Presse“ zu finden – das Archiv. Mit seinen Kollegen liefert sich der Journalist ein „internes Wettrennen, jahrelang ist das schon gegangen zwischen Dieter Kindermann, Herbert Lackner, Marianne Enigl, Hans Rauscher, Georg Markus. Wer die besseren Geschichts-Geschichten früher hat.“ Im Grunde wollte Hans Werner Scheidl Geschichtspräsident werden – „na, das bin ich jetzt eh“ –, was ihm gerade noch einen Matura-Vierer in Mathematik rettete. „Ich bin sehr skeptisch, wenn man immer sagt: aus der Geschichte lernen. Das ist ein Schlagwort, aber ich weiß nicht, ob man wirklich was lernt. Die Menschen ändern sich nicht.“

SOPHIA-T. FIELHAUER-RESEI
ist freie Journalistin in Wien.

sophia.fielhauer@chello.at

